1. Ehre geht über Minne.

Kaum hatte Kaiser Heinrich II. im Jahre 1024 die Augen geschlossen und der Frankenherzog Konrad den Thron bestiegen, so regten sich jene argen Geister, die nur widerwillig durch Heinrichs Staatsklugheit und gewaltigen Arm in die Schranken gesetzlicher Ordnung gezwungen wurden. Die beiden ersten Kaiser aus salischem Geschlecht, Konrad II. und dessen Sohn Heinrich III., demütigten zwar äußere Reichsfeinde und erwiesen sich als Mehrer des Reiches, allein für die Gefahren durch innere Reichsfeindschaft und Korruption der Stände fehlte ihnen Heinrichs II. Scharfblick. Außerdem begingen die Salier den verhängnisvollen Fehler, die Kirchenfreiheit zu beschränken und hiedurch die Wirksamkeit der Stiftung Christi zu verhindern. Für Lebensführung und Pflichterfüllung des Klerus hatte Kaiser Heinrich II. scharfe Augen. Niemals besetzte er Bischofsstühle mit unwürdigen Geistlichen. Häufig ließ er entartete Mönche körperlich züchtigen, in Türme einsperren oder aus den Klöstern vertreiben. In diesem Verfahren leitete ihn die Über-

zeugung von der weittragenden Bedeutung eines wissenschaftlich gebildeten, sittenreinen, pflichtgetreuen Klerus für die gesellschaftliche Ordnung und die Gesittung der Allgemeinheit. Den Saliern mochte diese Erkenntnis mangeln. Sie waren für leichtfertige Geistliche keine strengen Sittenrichter, und begnügten sich mit der Heeresfolge der Bischöfe und Äbte bei Kriegszügen. Die traurigen Wirkungen dieser Regierungsweise zeigten sich bald. Während die Masse des deutschen Volkes im religiösen Glauben und Leben beharrte, sanken die höheren Stände immer tiefer. Der Klerus entartete und verweltlichte. Den Höhepunkt erreichte das Verderbnis unter der Regierung Heinrichs IV., der in groben Ausschweifungen allen voranging, lasterhafte Günstlinge auf Bischofsstühle setzte, die höchsten Kirchenämter Unwürdigen verkaufte. Verachtung der Kirchengesetze und Zügellosigkeit entwickelten sich in solchem Grade, daß Priesterehen eine gewöhnliche, schmachvolles Konkubinat keine ungewöhnliche Erscheinung waren.

Niemals hätte der Priesterstand so tief sinken können, wäre die von Christus seiner Kirche gegebene Organisation und deren oberhirtliches Walten wirksam gewesen. In Deutschland war die Kirche verstaatlicht, in Italien, namentlich in Rom, war sie geknechtet, wehrlos in der eisernen Faust ruchloser Gewalthaber. Diese kleinen Tyrannen verfügten über den päpstlichen Stuhl, verkauften die höchsten Kirchenwürden an jeden,

der am meisten Geld dafür bot. Gewissenlose Mietlinge besudelten jene geweihten Stätten, die nur der Tugend und dem Talente gebührten. Die Kinder der Priester rissen sich um das Kirchengut. Wie in Rom, so war es in ganz Italien, in Frankreich nicht viel besser. „Im ganzen Lande ist kaum ein reiner Priester zu finden!“ klagt der heilige Petrus Damiani. In Italien, Frankreich und Deutschland zogen die Bischöfe, gleich weltlichen Fürsten, in den Krieg. „Bischöfe darf man sie nicht nennen,“ schreibt ein Zeitgenosse, „wohl aber Tyrannen, deren Hände noch voll Blut sind, während sie an den Altar eilen, um die heiligen Geheimnisse zu feiern.“[1])

In Rom ging der von der herrschenden, kirchenschänderischen Partei erhobene Papst mit schlechtem Beispiele voran und beschimpfte den heiligen Stuhl. Treffend sagt Baronius: „Christus lag in tiefem Schlafe, während der Sturm heulte und die Fluten sein Schifflein überstürzten.“

Nicht ganz so schlimm, wie in Italien und Frankreich, stand es zu Anfang der Regierung Heinrichs IV. in Deutschland. Hier setzte der fromme Sinn des gläubigen Volkes dem Verderbnis einige Schranken. Immerhin begann auch in deutschen Landen der Weltgeist, die verstaatlichte Kirche zu überfluten. Die Simonisten, Nepotisten und Nikolaiten, wie man nach der geheimen Offenbarung II, 6. die weibersüchtigen und

verheirateten Priester nannte, tauchten allenthalben auf. Auch deutschen Bischöfen galten die Mahnworte des heiligen Petrus Damiani: „Die wahre Würde eines Bischofs besteht nicht in großen Haarfrisuren, nicht in Hüten von ausländischen Tieren, oder in schillernden Marderpelzen unter dem Kinn — non in flammantibus martorum submentalibus rosis — nicht in Pferdeschmuck, rings mit Goldblättchen besetzt, nicht in Haufen begleitender Krieger, noch in wiehernden, ins Gebiß beißenden Rossen, — sondern in Ehrbarkeit der Sitten und in der Übung heiliger Tugenden."[2])

Alle diese jammervollen Zustände griffen ineinander, vereinigten sich zur Vernichtung der Kirche und der auf ihr ruhenden Kultur. Die Priestersöhne folgten, wie nach Erbrecht, in den Pfründen ihren Vätern, so daß die Seelsorge im Geiste und nach Vorschrift der Kirche erlosch. Alle priesterlichen Amtshandlungen verloren die hohe Weihe göttlicher Gnadenspendungen, indem sie lediglich als Einnahmequellen betrachtet und behandelt wurden.[3])

Im allgemeinen ebenso verkommen wie der Klerus, war der Adel. Kurz und schlagend charakterisiert ihn Honorius von Autun: „Wenige sind gut; sie leben von der Beute, kleiden sich vom Raube, kaufen damit Güter und Lehen."[4]) Eingehender schildert sie Petrus Damiani: „Die adeligen Weltleute unterdrücken kirchliche Rechte, entziehen den Lebensunterhalt, überfallen

Besitzungen und brüsten sich, das Gut der Armen zu plündern. Gleichermaßen entreißen sie sich unter einander die Güter, der Eine reibt sich am Anderen und gegenseitig befehden sie sich. Sie stecken die Strohdächer der Bauern in Brand, und schütten die Galle wilder Mißgunst, welche sie an ihren Gegnern nicht auslassen können, ohne Erröten über wehrlose Leute aus. Die ganze Welt ist jetzt nichts anderes, als ein Schlund voll Unrecht, Unzucht und Neid. Was soll ich sagen von der allgemeinen Habsucht und Gefräßigkeit des Zeitalters? Letztere ist die erste Quelle der Unzucht, und darin ist man bis zum höchsten Grade gestiegen."[5])

Mit gleich dunklen Farben malen deutsche Chronisten den Adel. Sie rühmen zwar dessen Tapferkeit, beklagen jedoch seine Wildheit, Unwissenheit, Fehdesucht und Raubgier. Ritter und Räuber seien gleichbedeutend.[6]) Nicht einmal der wehrlosen Bauern schonten sie, mißhandelten und erschlugen dieselben, verwüsteten die Ländereien und steckten Dörfer und Höfe in Brand. Saßen Edelleute zechend beisammen, so drehte sich die Unterhaltung um Weiber und Pferde, um Raub und Fehde. Sie schämten sich des Rühmens nicht, viele Frauen verführt zu haben. Sie achteten kein Recht, als jenes der Stärke, und rächten Beleidigungen durch Mord und Brand.[7]) Ganz besonders hatten sie es auf Beraubung der Kirchengüter abgesehen, befleckten

sogar mit dem Blute der Geistlichen ihre Hände. „Nicht einmal Barbaren," klagte Bischof Rupert von Bamberg, „könnten grausamer mit uns verfahren, als es Bekenner unseres Glaubens thun, die, aller Gottesfurcht bar, die Gelübden der Gläubigen und deren Erbgut an sich reißen. Und uns, denen die Verwaltung anvertraut ist, verhöhnen sie, werfen uns in Bande, und schrecken vor dem Verbrechen nicht zurück, uns zu ermorden, wenn sie können."[8])

Dennoch war in dieser gesetzlosen, wilden Zeit, in der ein junger König durch zügellose Gewaltthätigkeiten voranging, echter deutscher Adel nicht ausgestorben. Immerhin gab es achtungswerte Geschlechter, glänzend durch edle Gesittung und frommen Sinn, durch Milde und Gerechtigkeit gegen ihre hörigen Leute, durch Strebsamkeit und Thatkraft, unberührt von dem kläglichen Niedergang ihrer Zeit. Zu diesen gehörten die Freiherren von Weingarten, deren bereits in den Lorscher Annalen des achten Jahrhunderts Erwähnung geschieht. Durch das ganze Mittelalter blühte dieses Geschlecht, bis es im Jahre 1657 erlosch.[9]) Sein Stammsitz lag im Speyergau, oberhalb des Dorfes Weingarten. Von der Spitze einer Anhöhe beherrschte die Burg, mit ihrem trotzigen Mauerring und den ragenden Türmen, ringsum die Landschaft. Wegen ihres Reichtums an Land und Leuten und ihrer Abneigung, mittelbare oder unmittelbare Reichslehen an-

zunehmen und hiedurch Vasallen eines Lehensherrn zu werden, nannte man sie gemeinhin „die Zaunkönige von Weingarten".

Im Frühling des Jahres 1075, am frühen Morgen eines Tages, der einen wolkenlosen Himmel über die Rheinebene ausspannte, hatte sich das Jagdgefolge und die Meute des Freiherrn im Burghof versammelt. Kräftige Burschen des Dorfes, mit dicken Prügeln bewaffnet, waren als Treiber aufgeboten. Auf ihre Knüttel gestützt, standen sie da, erwartungsvoll nach den Fenstern des Herrenhauses spähend, dessen stolze Mauern aus rötlichen Quadersteinen in der Morgensonne schimmerten. Drei Burgknechte, durch bessere Kleidung und feineres Benehmen erkennbar, hielten an Lederriemen gekoppelte Hunde, gewaltige Tiere mit breiter Brust und starkem Gebiß, wie sie zur Eberjagd und Bärenhetze gebraucht wurden. Hübsch gefleckte Bracken liefen frei umher, durch Winseln und Bellen Ungeduld und Jagdeifer ausdrückend, während die Eberfänger ruhig standen und selten ihre tiefen und rauhen Simmen in das Bellen der Kleinen mischten. Ein Reitknecht hielt zwei gesattelte Pferde, die zuweilen, aus weitgeöffneten Nüstern schnaubend, mit ihren Hufen ungeduldig den Boden schlugen.

Neben dem Eingang zum Herrenhause saß auf der Bank ein Knabe, des Burgherrn einziger Sohn, dessen blühendes Gesicht, von wallenden Locken um-

rahmt, Merkmale von Trauer und Herzeleid trug. Wehmütig betrachtete er die Treiber, die Bracken und Eberfänger, sämtlich Teilnehmer an Waidmannsfreuden, welche ihm heute durch väterliches Gebot versagt blieben. Die Burgknechte beobachteten den Knaben, lasen auf seinem Gesicht drückenden Harm und begriffen ihn.

„Seht doch, wie's unseren Jungherrn grämt, weil er heute daheim bleiben muß!" sagte der Eine. „Bei Gott, das Greinen steht ihm nahe, so leidvoll sieht er aus! Heute muß das Jagen gefährlich sein, ansonst würde Herr Megenfried unserem Egilbert die Jagdlust wohl gönnen."

„Gefährlich? Will's meinen!" bestätigt der Zweite. „Es geht auf Tod und Leben! Heute gilt es einem schrecklichen Wildeber, einem riesigen Ungetüm. Aus den Vogesenbergen ist er ausgebrochen, haust dermalen in unserem Wald und verwüstet mit seinem Rüssel ganz niederträchtig unsere Felder. Leute, die ihn gesehen haben, sagen und schwören, er sei so groß, wie ein ausgewachsenes Rind. Zu beiden Seiten seines Rachens stehen gar grimmige Hauer hervor, so dick wie eine Faust und so lang wie ein Kinderarm. Solch ein Ungetüm werden unsere Eberfänger nicht stellen können, so stark und mächtig sie auch sind. Ich fürchte, es wird eine schlimme Jagd für unsere Hunde, deren Leiber von den grimmigen Hauern aufgerissen werden. —

Recht hat unser Gnädiger, wenn er heute unseren Jungherrn daheim bleiben heißt."

„Gut ist's, daß der viel starke Ritter von Winzingen dabei ist," sagte der Dritte. „Mag der Wildeber mächtig und schrecklich sein, Ritter Folkmar wird mit ihm fertig. Und was uns betrifft, — na, — im Wald stehen Bäume genug, auf die man flüchten kann, wenn das Ungeheuer in den Weg kommt."

Eiligen Schrittes nahte der Kammerdiener des Burgherrn.

„Ihr sollt ohne Weile aufbrechen und an der Germanseiche die Gnädigen erwarten."

Unter Getöse und Gebell verließen Treiber, Knechte und Hunde den Hof.

Der Burgherr und sein Gast, Folkmar von Winzingen, hatten zum Morgenimbiß eine Schüssel voll Haferbrei, gewürzt durch kleine Würfel geräucherten Speckes, miteinander ausgelöffelt. Sodann erhoben sie sich und griffen zu den Waffen, kurze, zweischneidige Schwerter mit scharfen Spitzen und je zwei Wurfspeeren. Ihr Anzug, für ungehinderte Bewegung im Waldesdickicht berechnet, bestand in enganliegenden Jacken und Beinkleidern von glattem, geschmeidigem Leder. Den einzigen Schmuck dieser einfachen Tracht bildeten grüne, mit Silberplättchen eingelegte Schwertgürtel. Die Köpfe bedeckten Filzhüte, geziert mit Federn jagdbarer Vögel.

Der Zaunkönig von Weingarten war eine sechs Fuß hohe, breitschulterige Gestalt, von gebietender Haltung. Sein Gesicht trug das Gepräge natürlicher Geradheit und Gutmütigkeit. Die scharf unter der breiten Stirn hervorblitzenden Augen verrieten, daß Strenge und Entschlossenheit bei gegebenen Fällen ihm eignen mochten. Seine Redeweise klang besonnen, klar und bestimmt.

Folkmar von Winzingen war ein junger Mann, kaum dem Jünglingsalter entwachsen. Seine Körpergröße und reckenhafte Gestalt gaben jenen des Freiherrn nichts nach. Der schlanke Wuchs, das männlich schöne Angesicht, welchem das lichtsprühende Augenpaar und die sanftgebogene Adlernase den Ausdruck von Mut und Kühnheit verliehen, machten ihn zu einer anziehenden Erscheinung. Dagegen wirkte der Zug von Eigensinn und Trotz, der bei unfreundlichen Gemütserregungen seinen Mund umspielte, wie unangenehme Störung. Eine Fülle rötlicher Haare, über der Stirne kurz geschnitten, fiel in natürlichen Locken auf die Schultern herab, während die lebensfrischen Lippen ein sorgsam gepflegter Schnurrbart schmückte.

Über dem Essen hatte Folkmar kein Wort gesprochen. Wie Demütigung, Verdruß und Schmerz lag es in seinen Zügen. Dem Burgherrn war diese Stimmung des Gastes nicht entgangen, deren Ursache er offenbar kannte; denn ein trübes Lächeln erschien jedes-

mal in seinem Mienenspiel, so oft er den Genossen bei Entleerung der Hafenbreischüssel betrachtete.

„Meine väterliche Erklärung von gestern abend soll Dir nicht ungebührlich zu Herzen gehen, mein trauter Poppo!“ sagte er nach Vollendung des Mahles, und schon das „Poppo“, die Koseform von Folkmar, verriet Wohlwollen für den stattlichen jungen Mann. „Ich habe die Gründe angedeutet, die mich zwingen, das Werben um die Hand meiner Tochter Dir vorläufig zu versagen. Ich sage »vorläufig«, — in der Hoffnung, die Zukunft und der Dinge Lauf werden Deine Sinnesänderung bewirken.“

„Schlechter Trost, Herr Megenfried! Was Ihr verschiebt auf künftige Tage, das ersehnt mein Herz mit aller Macht, — wie kann ich warten? Auch meine Mutter drängt zum Heiraten. »Du bist dreiundzwanzig Jahre alt,« sagt sie, »hast keine Geschwister und stehst allein in der Welt, wenn ich bald von hinnen fahre. Du sollst aber nicht allein sein, weil geschrieben steht: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei! Darum schaue Dich um nach einer minnewerten Hausfrau!« — So sagt meine Mutter. Was soll ich mich umschauen? Weiß ich doch, daß es keine edelsinnigere, schönere und minnereichere Maid gibt, als Oda. Doch Ihr wehrt mir das Freien, — verbietet sogar geheime Reden mit Eurer Tochter, auf daß sie nichts ahne und merke, wie ich mit Leib und Seele ihr zugethan bin.“

„Ich habe Dir vertraut, daß ich mein Kind mit Dir, dem Sohne meines seligen Freundes, vermählt wünsche," besänftigte der Freiherr. „An Dir liegt es, die eheliche Verbindung zu ermöglichen. Verbot ich Dir minnigliche Annäherung, so geschah dies in der Absicht, Odas Gemütsruhe und Seelenfrieden durch leidenschaftliche Gefühle nicht stören zu lassen. Vom fünften bis zum sechszehnten Lebensjahr weilte sie im Kloster Schönfeld, wo sie von den guten Nonnen in frommer Züchtigkeit und in allen feinen Künsten erzogen und gebildet wurde. Keine Edelmaid versteht es besser, zu spinnen, zu weben, in Silber und Gold zu sticken, zu nähen, zu kochen, die ganze Hauswirtschaft zu führen, als Oda. Noch anderes und höheres hat sie bei den Nonnen gelernt, nämlich den Wandel vor Gott und die Kunst, ihr Herz rein zu bewahren. Demzufolge wäre ich kein rechter Vater, würde ich die jetzt achtzehnjährige Jungfrau Gelegenheiten aussetzen, die leidenschaftlich erregen, ohne schnurstracks und bald zur Vermählung zu führen. Du weißt doch, wie verhaßt mir die jetzt übliche Tändelei mit Frauen ist."

„Ich bin kein leerer Schwätzer, kein falscher Tändler, — redlich und wahr sind meine Absichten!" erwiderte Folkmar im Tone der Kränkung.

„Ich kenne Dich, mein Junge! Von Kindesbeinen auf kenne und achte ich Dich. Dennoch wäre Dein Werben zwecklos, weil Du Verbindungen und Verhält-

nisse nicht aufgeben willst, vor denen ich mein Kind zu bewahren habe."

„Und ich begreife nicht, wie Ihr die Erfüllung meiner Lehenspflichten tadeln könnt. Leistete ich dem König Heeresfolge wider die Sachsen, so zwangen mich dazu Eid und Treue."

„Du begreifst Art und Lauf der Dinge nicht, weil Deiner Jugend die richtige Einsicht fehlt. Bei offenen Augen könntest Du aber doch sehen, wie jammervoll dermalen das Reich bestellt ist. Zerklüftet und zerfahren sind alle Dinge. Kein Recht gilt und kein Gesetz. Im allgemeinen ist der Adel greulich verwildert, weit abgeirrt von löblicher Sinnesart. Durch Lasterhaftigkeit und Grausamkeit gibt der König das schlechteste Beispiel. Alle Schurken und Buben können sich auf ihn berufen. Den preiswürdigen Sachsenstamm überzieht er ohne Aufhören mit Krieg und läßt nicht ab, bis er dieses um das Reich hochverdiente Volk der Freiheit beraubt, sein Land gänzlich verwüstet und mit eisernem Fuße zertreten hat. Auch die Kirche verwüstet er durch schlechte Leute, denen er Bischofsämter und Abtsstäbe verkauft. Sein Herrschen in der Kirche zielt auf Verachtung des apostolischen Stuhles und priesterlicher Disziplin. Darum ist auch jetzt der Klerus so verkommen. Er verachtet die Kirchengesetze, beweibt sich, beschimpft seinen heiligen Stand durch schmachvolle Leidenschaften und führt nicht das Volk nach

Gottes Geboten. Solches müßte unabwendbar zur Auflösung aller christlichen Ordnung und des ganzen Reiches führen, hätte nicht Gott das inständige Flehen seiner Getreuen erhört und auf den apostolischen Stuhl einen Mann gesetzt, den er mit glänzenden Eigenschaften begnadete, und der jetzt mit Riesenstärke gegen die schlechte Welt den Kampf angehoben. Die Partei des Königs schmäht zwar und verleumdet den siebenten Gregor, obwohl er ein streitbarer und heiliger Mann ist, dem alle guten Christen anhängen in Treue, vorab die Masse des Volkes. So ist das ganze Reich in zwei Parteien geschieden. Allenthalben heißt es: Hie König, — hie Papst! Man könnte auch sagen: Hie Belial, — hie Christus! Des Papstes Freunde sind Gottesleute. Des Königs Anhänger sind Gottesfeinde und Reichsverderber. Nein, — niemals werde ich meine Tochter einem Manne zum Weibe geben, der sich in Gefolgschaft des Königs befindet!"

Megenfried hatte zuletzt mit Schärfe und nicht ohne Erregung gesprochen.

Der junge Ritter von Winzingen sah schweigend vor sich hin, während der Estrich des Fußbodens unter den schweren Tritten des hin- und hergehenden Hünen erdröhnte.

„Was Ihr geredet, ist mir eine ganz verwunderliche Mär," hob Folkmar nach langer Pause an.

„Über den Herrscher im Reiche weiß ich viel Rühmliches, — was arge Leute ihm Unrühmliches oder gar Schimpfliches nachsagen, dürfte wohl nicht immer nach der Wahrheit sein. Nach Recht und Ehre leistete ich ihm Heeresfolge wider das aufrührerische, eidvergessene Sachsenvolk."

„Aufrührerisches, eidvergessenes Sachsenvolk?" wiederholte der Freiherr. „Ja, das ist die Lügensage verleumderischer Königsleute, — wie magst Du solchen Meinreden glauben? Die Sachsen griffen zu den Waffen gegen himmelschreiende Tyrannei, — gegen den Zertreter ihrer Gerechtsame und Freiheit, — gegen Unholde, Frauenschänder und Räuber in des Königs Zwingburgen. Davon hörtest Du nichts im Heerlager. Heute oder morgen will ich Dir zeigen, was die Sachsen in öffentlicher Versammlung dem König vorgehalten."

„Wie soll mir das helfen? Wäre auch der König im Unrecht, — Treue und Lehenspflicht bin ich ihm doch schuldig."

„Mache Dich unabhängig und frei, — gebe das Lehen zurück!"

Verwundert betrachtete Winzingen den Burgherrn.

„Darf ich ein Erblehen meines Geschlechtes aufgeben? Nein, das ist unmöglich! Alle nachkommenden Winzingen müßten schweren Schaden erleiden.

Nein, solchen Mißgriff könnte ich niemals verantworten!"

„Betrachtest Du von diesem Standpunkt die Sache, dann will ich als Mitgift meiner Tochter Land und Leute von Höfen geben, deren Erträgnisse weit größer sind, als jene Deines Klosterlehens, das zur Dienstbarkeit an den König bindet."

Folkmar dachte eine Weile nach. Jetzt schüttelte er verneinend den Kopf.

„Unmöglich, Herr Megenfried! Nähme ich Euer edelsinniges Angebot dankbar an, so hätte mich, genau betrachtet, die Minne zu Oda bestimmt, dem König die Treue zu brechen. Jedoch geht Ehre über Minne, so bitter und schwer dies auch fällt."

Dieser Ausfluß redlichen Sinnes und mannhafter Denkweise gefiel dem Freiherrn. Wiederholt nickte er beistimmend, und legte vertraut seine Rechte auf Folkmars Schulter.

„Recht gesprochen!" lobte er. „Dem echten Edelmann geht Ehre über Minne. Lassen wir vorläufig die Sache ruhen, bis nach gewonnener Einsicht die Ehre Dich zwingt, die Gefolgschaft des Königs zu verlassen. Meinerseits will ich bedacht sein, Dir alles giftige Gewürm aufzudecken, welches dermalen frißt am Leben des Reiches. Dazu gebe mir oft Gelegenheit, reite häufig von Winzingen herüber. Dagegen

verspreche mir, vor Oda Deiner Minne Not beharrlich und klug zu verbergen aus Gründen, die ich Dir angegeben."

„Ich gelobe, Eurem Wunsche mich zu fügen," erwiderte Folkmar.

„Jetzt auf zur Jagd, den Verwüster meiner Felder zu erlegen!" rief Weingarten.

Sie stiegen in den Hof hinab, sprangen in die Sättel und verließen im Gefolge eines Reitknechtes die Burg.